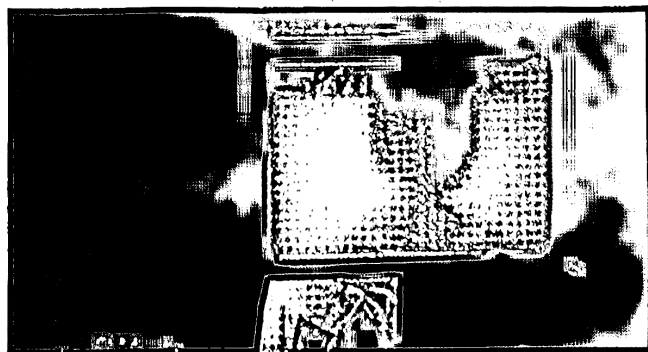


Der Geist aus der Flasche

Das Stuttgarter Festival „Zwischen den Kriegen“ präsentierte globalstrategisches Theater von Beirut bis Baku

Wäre das Kaspische Meer schwarz, würde das wohl niemanden erschüttern. Rund um und im Binnenmeer liegen Erdöl- und Erdgasvorkommen, die aus der Region ein geostrategisches Eldorado machen. Jeder will abschöpfen. Aber ob es sich nun um Aserbaidschan, Kasachstan, Turkmenistan oder den Iran handelt – allen geht es um die Frage, wie das schwarze Gold über Pipelines wohin gepumpt werden kann. Im Moment gibt es Verbindungen zum Schwarzen Meer. Eine Leitung von Baku durch die Türkei zum Mittelmeer fehlt jedoch. Da erscheinen der mögliche EU-Beitritt der Türkei und die Kurdenfrage plötzlich in einem ganz anderem Licht. „The cold war has changed in a gold war“ und „We don't fight for our live, we fight to feel live“ sind zentrale Sätze in Jan Ritsema und Bojana Cvejic's Performance „Pipelines, a construction“, in dem sie geostrategische und theaterästhetische Fragen zugleich umkreisen. Die Vollversion ist im Mai bei den Wiener Festwochen zu sehen. Eine eingeschränkte Draufführung gab es während das Stuttgarter Festivals „Zwischen den Kriegen“ (SZ vom 21.4.).

Ausgerichtet wurde das Festival vom Staatsschauspiel zusammen mit dem „Siemens artsprogram“. Es präsentierte theatrale und performative Reflexionen über Umbrüche in Europa, Lateinamerika und im Mittleren Osten, machte allerdings auch deutlich, wie innig inzwischen die Kontakte zwischen freier und etablierter Theaterszene sind. An „Pipelines, a construction“ sind holländische, belgische, dänische und serbisch-montenegrinische Akteure beteiligt. Jan Ritsema hat als Regisseur der Toneelgroep in Amsterdam gearbeitet. Die Texte für das Projekt entwickelte er mit Bojana Cvejic aus Belgrad, die sich an der Schnittlinie von Theater, Musik, Performance und freier Autorenschaft bewegt. Das Ganze erinnert an René Pollesch, der mit seinen High-Speed-Schauspielern das deutsche Stadttheater aufmischt. Und es erinnert



Pernod perdu: Szene aus „Biokhraphia“ mit Lina Saneh.

Foto: Rabih Mroué

daran, dass sich auch der intellektuelle Theatermensch bei globaltheoretischen Diskursen gelegentlich entspannen will. „Kann der Einzelne im globalen Netzwerk von Politik und Ökonomie noch moralisch handeln oder nur mehr klug konsumieren? Ist der Körper das kleinste Territorium, das besetzt werden muss?“ lauten einige der Fragen des Abends, die auch Pollesch gestellt haben könnte.

Auf der Bühne umgesetzt sieht das so aus, dass Cvejic und Ritsema sich mit ihren Mitspielern Dirk Roofthoof (Belgien) und Mette Ingvarsen (Dänemark) unter die Zuschauer mischen, ganz nebenbei ihren Diskurs starten und immer mal wieder auf einer rechteckigen Spielfläche zu lebenden Argumenten werden. Es geht um die Streckenführung von Pipelines und darum, welche am wenigsten für Terroranschläge anfällig sind. Es geht aber auch darum, ob der zeitgenössische Theaterkörper sich solchen Fragestellungen überhaupt gewachsen fühlt und welche ästhetischen Standards gelten: „It's not like TV, it's better“ lautet eine der selbstbewussten Behauptungen.

Das stimmt tatsächlich – im Gegensatz zu manchen Anbiederungsversuchen ans TV, die man gelegentlich sieht. Selbst wenn sich die vier zu „Wouldn't it be nice if we were older“ der Beach Boys kurz entspannen, sind sie schauspielerisch derart souverän, dass einen Mette Ingvarsen etwa nie auf den Gedanken kommen lässt, sie sei eigentlich Tänzerin und Choreographin.

War „Pipelines“ der schauspielerisch auffälligste Abend des Festivals, haben die Argentinier Jorge Macchi, Eduardo Rudnitzky und Alejandro Tantarian rund um die fiktive Figur „Carlos W. Saenz (1956-)“ eine Erinnerungsarbeit zur jüngsten argentinischen Geschichte vorgestellt. Es geht um versackende Vergangenheit und die Leere, die in einer Gesellschaft entsteht, wenn positiv besetzte Sinnbilder fehlen. Ästhetisch in eine ganz eigene Richtung steuern Rabih Mroué und Lina Saneh mit „Biokhraphia“, einer szenischen Selbstvergewisserung. Saneh ist Schauspielerin und Regisseurin, Mroué Autor, Filme- und Theatermacher. Beide leben und arbeiten in Bei-

rut. In ihrer Performance reflektieren sie die Probleme von Künstlern im Libanon, also im Spannungsfeld einer Gesellschaft, die sich wieder als Wirtschaftsfaktor etablieren möchte, aber in den Nahostkonflikt involviert ist. Dabei kommt es zu verblüffenden Parallelführungen. Die Mechanismen des islamistischen Guerillakampfes seien mit Gegebenheiten der freien Theaterszene zu vergleichen, heißt es. Beides funktioniere nach der Logik „Erobern, Fahne aufziehen, Operation filmen, Rückzug antreten.“

Gespielt wird das Solo von Lina Saneh, die gesellschaftspolitische Statements immer wieder relativiert. Guerillakämpferin habe sie nie werden können aus Angst vor den Insekten, die sie bei einer Inhaftierung im Gefängnis erwartet hätten. Wie sie das spricht, ist von verblüffender Durchschlagskraft. Sie lässt sich von der eigenen Stimme auf Tonband befragen und exekutiert die dialogischen Wechsel genau kalkuliert und atemberaubend schnell. Gegen Ende folgt das eindrücklichste Bild des Festivals. Die Glasscheibe, hinter der sie spielt, füllt sich mit einer trüben Flüssigkeit, wird zur Projektionsfläche, und am Ende hat man die Schauspielerin live und als Projektion. Dann verschwindet das projizierte Gesicht allerdings wieder, da sie die Flüssigkeit ablaufen lässt. Dafür füllt sich der Raum mit dem Geruch von Pastis, und Lina Saneh füllt den Anisgeist in Fläschchen, auf denen ihr Gesicht zu sehen ist.

Wenn sie sich dann mit einem Schild „55 Euro“ an den Ausgang setzt, ahnt man, dass der Abend zu Ende geht und man beim Verlassen des Theaters eigentlich zugreifen sollte. Gekauft hat den Geist aus der Flasche allerdings niemand. Der Preis war wohl zu hoch. Was aber wäre geschehen, hätten die Schwaben gewusst, dass sie die Fläschchen natürlich umsonst bekommen haben würden, hätte nur einer die Brieftasche gezückt.

JÜRGEN BERGER